

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 11

Artikel: Die Architektur der Landesausstellung
Autor: Meyer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066882>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

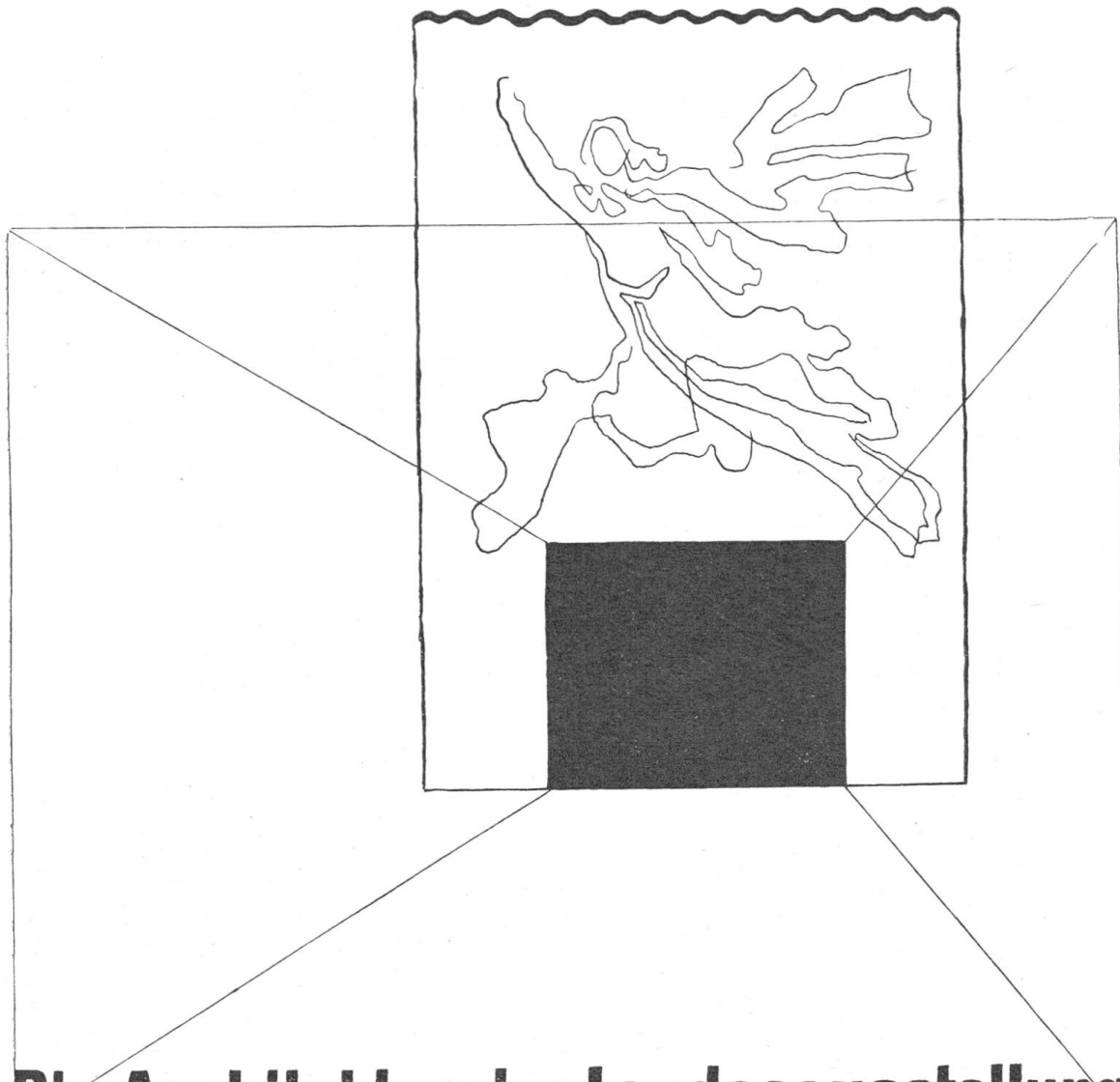
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Architektur der Landesausstellung

Von Peter Meyer

Illustration von
H. Tomamichel

Diese Ausstellung kommt genau zur rechten Stunde, in der sie nötig ist, und diese innere Notwendigkeit, die weit über alle bloss geschäftlichen und Verkehrsbelebungs-Wünschbarkeiten hinausgeht, hebt auch die Bauten über die übliche Willkür von Ausstellungsattraktionen hinaus. Überhaupt ist die Ausstellung von

einem guten Geist erfüllt. Von beiden Seiten her war eine Bereitschaft zur Zusammenarbeit da, wie vielleicht noch nie: von seiten der Darbietenden, also der Behörden, der Aussteller, der Architekten und Künstler, wie auch von seiten der Aufnehmenden, also des Publikums. In Zeiten einer ungefährdeten Prosperität hätte man sich begnügt, die Produkte der Industrie und der Landwirtschaft und den Ruhm der politischen Vergangenheit selbstgefällig auszubreiten; die heutige politische und wirtschaftliche Situation hat aber allen vor Augen geführt, dass

Eine kulturpolitische Anregung

Im Verlaufe der letzten Jahrhunderte wurden unsere schweizerischen Flurnamen mehr und mehr verhochdeutsch. Vielen Behörden wurde diese sprachliche Gleichschaltung geradezu zu einer Zwangsidee.

Die heutige Bestrebung der Schweizerischen Landestopographie, die Flurnamen lautgetreu nach der ortsüblichen Aussprache zu schreiben, verdient allgemeine Unterstützung.

Erst recht gilt das für Kataster- und Baupläne, Wegweiser usw. Es sollte also zum Beispiel *Rüti* statt *Reute*, *Hueb* statt *Hub*, *Chrüzegg* statt *Kreuzeck*, *Muggebüel* statt *Muggenbühl* usw. geschrieben werden. Die neue Benennung von Strassen sollte wenn möglich im Dialekt erfolgen, wie *Luegete*, *Heubeeriwäg*, *Wybüelstrass*, *Im Sydefädeli*. Auch gelegentliche Umtaufen wären nur zu begrüssen.

Die Herausgeber des
« Schweizer-Spiegels »

es damit nicht getan ist. Und nun ist aus dem Bewusstsein der Bedrohung und der politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten heraus eine Ausstellung entstanden, die den politischen Aufbau des Landes in einer geschärfteren Form zeigt, in einem geistigen Verteidigungszustand, indem man sich eben auf das Wesentliche besinnt, das wir zu vertreten bereit sind. Und zugleich wird das wirtschaftliche Leben des Landes nicht nur in den Ergebnissen unserer Landwirt-

schaft und Industrie gezeigt, sondern man macht das Entstehen und den Gebrauch der einzelnen Produkte anschaulich, ihre Rolle im kulturellen und wirtschaftlichen Ganzen — also auch hier die Zusammenhänge, und nicht das einzelne.

Dieses Streben nach Konzentration auf das Wesentliche und Gemeinsame wird der aufmerksame Besucher auch in der Architektur der Bauten spüren: die protzigen Paläste, mit denen kapitalstarke Unternehmungen oder subventionstarke Genossenschaften an frühern Ausstellungen auf Kosten bescheidenerer Nachbarn prunkten, sind radikal verschwunden; verschwunden auch in der nur scheinbar modernisierten Form des einzelnen Pavillons, der durch möglichst ausgefallene Modernität glänzte. Trotz der Mitarbeit zahlreicher Architekten, deren persönliche Handschrift in den Bauten durchaus erkennbar bleibt, ist die ganze Ausstellung auf einen gemeinsamen Ton gestimmt, in dem die Unterschiede als bereichernde Nuancen, nicht als Gegensätze wirken. Die Bauten sind heiter und festlich, nirgends protzig, nirgends pompös und nirgends durch anmassende Modernität bluffend. Die Grundsätze der modernen Architektur, die von Architekten und Theoretikern eine Zeitlang in einer etwas pedantischen, theoretisch beschwerten Form vertreten wurden, sind hier zur Selbstverständlichkeit geworden; denn auch die Aussteller haben eingesehen, dass ihnen mit einer sachlichen Darstellung mehr geholfen ist als mit einer nur auf den imposanten Schein eingestellten. « Sachlich » nicht im Sinne des Trocken-
nen, Freudlosen gemeint, sondern einfach so, dass auch die Bauten in erster Linie mit Rücksicht auf das gebaut sind, was darin Platz finden soll, während man früher immer die Bauten für sich hergestellt hat, um sie dann nachträglich an die verschiedenen Aussteller zu vermieten.

Der Architekt jedes einzelnen Pavillons hat mit jedem einzelnen Aussteller schon während der Planung überlegt, wie sich die betreffenden auszustellenden Gegenstände am eindrucklichsten zeigen las-

sen, und man hat von Anfang an den Graphiker oder sonst künstlerische Berater zugezogen, um die beste Art der Darstellung zu finden. Und was man kaum zu hoffen gewagt hat: die Aussteller selbst haben nach einigem Zögern mit wenigen Ausnahmen eingesehen, dass diese intensive Ausstellungsart sehr viel wirkungsvoller ist als die frühere extensive, bei der der einzelne Aussteller als solcher breiter in Erscheinung trat, die aber den Besucher langweilte. Wo früher die eine Firma ihre Konkurrenten durch Türme von Konservenbüchsen, Warenballen, durch Serien von Heizkörpern, Apparaten aller Art usw. zu übertrumpfen suchte, da stellen heute die Konkurrenten womöglich in der gleichen Vitrine nebeneinander aus, oder sie teilen sich gegenseitig in die Aufgabe, dem Publikum die Wichtigkeit und den Herstellungsprozess ihres Produktes klarzumachen, mit dem sie sich auf dem Markte konkurrenzieren. Was damit gewonnen ist — darüber wird man sich erst später so richtig klar werden; denn hoffentlich geht der Geist der gemeinsamen Arbeit nicht wieder verloren. Der Architekt ist in dieser Welt der seriösen Zusammenarbeit nicht mehr der Tausendsassa, der für einige Monate phantastische Gebäude hervorzaubert, hinter denen nichts steht als seine private Laune und sein persönlicher Geschmack und sein und seines Bauherrn Geltungsbedürfnis; er ist ein Helfer und Organisator geworden, der seinen Ehrgeiz und seine Kunst dareinsetzt, die Aufgabe so sauber und eindringlich als möglich zu lösen und darüber hinaus sie auf eine menschlich heitere, freundliche und schöne Art zu lösen, so dass der Besucher angezogen wird, dass er die Belehrung als interessantes Vergnügen entgegennimmt. Man sehe sich die Besucher der Landesausstellung darauf hin an: man sieht lauter vergnügte, geistig angeregte Gesichter; jeder einzelne wird gefesselt, er spürt, dass ihm kein Hokusfokus vorgemacht wird, dass er ernst genommen wird, dass man wirklich an ihn gedacht hat und dass man

ihm die Intelligenz zutraut, auch schwierigen Erklärungen zu folgen, und darum geht er auch auf Darbietungen ein, deren Gegenstand ihm von Haus aus fernliegt. Die intensive Art der Darbietung findet ihr verdientes Echo in der Aufmerksamkeit des Besuchers — und in der Anzahl und dem einstimmigen Beifall der Besucher.

Die Ausstellung hat im einzelnen eigentlich gar keine besonders hervorragenden Gebäude; aber eben gerade weil man sich nicht darauf versteifte, im einzelnen Kunststücke zu machen, die auf Kosten der andern Bauten herausstechen, konnte das Ganze diese menschliche Freundlichkeit und Heiterkeit und Noblesse annehmen, die den einheimischen Besucher beglückt und die ausländischen Besucher überrascht, die sich den Schweizer gern als plump und trocken vorstellen.

Und was in der Ausstellung auf eine provisorische Art an vergänglichen Bauten gezeigt wird, das äussert sich in dauerhafterem Material am Kongressgebäude: auch hier diese freundliche Leichtigkeit und saubere Präzision, die die Heiterkeit aufbringt, auch gelegentlich mit den verwendeten Materialien und Konstruktionsformen zu spielen, ohne deshalb im Ganzen in spielerische Willkür abzugleiten.

Und wenn man in der Ausstellung, wie am Kongressgebäude gern eine weiträumigere, lockerere Verteilung der Baukörper sehen würde, mit grössern Grünflächen dazwischen, so muss man sich klarmachen, dass hier nicht ein Versagen der Architektur vorliegt, sondern die Ungunst der Situation: sowohl am linken Seeufer, wie vor der Tonhalle war das zur Verfügung stehende Gelände eigentlich zu klein für das Programm der Bauten, die darauf Platz finden mussten. Und so ist nun diese Enge eben der Preis, den man dafür bezahlen musste, dass beides, Ausstellung wie Kongresshaus, eben doch in der unvergleichlichen Lage am See errichtet werden konnte, und hierfür wird niemand diesen Preis zu hoch finden.

Auch im einzelnen sind alle Bauten eher klein als gross — die Wirkung des Gewaltigen, das den Besucher durch Monumentalität einschüchtert, wie z. B. am russischen und am deutschen Pavillon und an vielen andern Pavillons in Paris, ist ganz bewusst vermieden, obwohl sie bei den vorliegenden Raumdimensionen leicht und ohne Mehrkosten zu erreichen gewesen wäre. Aber wir wollen diese Grossmauligkeit nicht, wir lassen uns nicht mehr davon imponieren — auch nicht, wo sie in scheinbar moderner Verkleidung auftritt. Alle Bauten sind absichtlich zart und kleinteilig gemacht und damit dem menschlichen Maßstab angenähert. Grosse Wandflächen sind mit Holzgittern oder Rohrgeflecht überzogen und die Decken der Pavillons mit ähnlichen Gitterungen unterspannt, wodurch die Konstruktion zwar erkennbar bleibt, aber nicht mehr grob wirkt: man leitet gewissermassen mit diesen Unterteilungen über zum kleinteiligen Maßstab der ausgestellten Gegenstände, Darstellungen, Beschriftungen. Für diese Feinheiten, die noch an keiner Ausstellung mit solcher Konsequenz durchgeführt wurden, und für die verwandten, bis ins Raffinierte gehenden Feinheiten der gärtnerischen Anlagen, haben unsere Architekten viel von der altjapanischen Architektur gelernt, die in den letzten Jahren durch Bücher und Ausstellungen besser bekannt wurde, und für das Raffinement der Darstellung nicht weniger an den Ausstellungen der letzten Jahre in Deutschland, Italien und Paris — wie nun unsere Nachbarn von Zürich lernen werden. Das Wesentliche aber ist, dass aus diesen vielfältigen Anregungen von allen Seiten nicht ein Sammelsurium geworden ist, sondern ein einheitliches Neues, hinter dem eine eigene, typisch schweizerische Haltung steht.

Ein Kapitel für sich wäre die Einbeziehung der Kunst in die Ausstellung: vielleicht noch an keiner solchen Veranstaltung sind so gute Arbeiten zu sehen gewesen, nicht nur in Gestalt selbständiger künstlerischer Arbeiten, sondern be-

sonders auch künstlerisch bearbeiteten Ausstellungsbeteiligungen. « Die Kunst » steht hier nicht als schöne Zutat *neben* dem Eigentlichen, auf das es den Ausstellern hauptsächlich ankam, sondern sie zeigen dieses Wesentliche auf künstlerische Art.

Die Schweiz hat schon bisher einen ehrenvollen Anteil an der Entwicklung der neuern Architektur genommen, und so « international » sie sich gebärden mochte: der schweizerische Grundzug liess sich nie verleugnen. An den Bauten der Landesausstellung und am Kongressgebäude ist nun aber innerhalb der modernen Architektur ein auch für Fernstehende unverwechselbar schweizerischer Ausdruck gefunden worden, von dem wir hoffen, dass er sich festigt und dass er von der jungen Generation unserer Architekten unbeirrt weiter gepflegt wird. Mit diesen Bauten ist das Stadium des Experimentes überwunden, in dem die moderne Architektur unvermeidlicherweise eine Zeitlang befangen war, und in dem sie jenen Kreisen, die ihren Ideen fern standen, als doktrinär und fremdartig erscheinen musste. Einerseits haben die Architekten gelernt, ihre neuen Möglichkeiten unbefangener zu handhaben; zugleich sehen aber auch immer weitere Kreise ein, dass es sich hier nicht um einen importierten Internationalismus handelt, sondern um eine neue Organisationsform und Ausdrucksform, die gerade auch einem nationalen Inhalt zugute kommt, indem sie ihn intensiver bewusst macht. Und so bedeutet diese Ausstellung auf architektonischem Gebiet recht eigentlich einen Triumph, der vom « Werkbund » und von jüngern — und jung gebliebenen ältern — Architekten vertretenen Ideen. Und diese Ideen werden von den Besuchern aus allen Ständen und Landesteilen nicht nur hingenommen, weil ihnen nun einmal nichts anderes übrigbleibt, sondern sie werden ausdrücklich und freudig anerkannt. Das Jahr 1939 bedeutet einen Markstein in der schweizerischen Architektur.